

(Nachdruck verboten.)

11)

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Gusti wollte die Schneiderei erlernen. Es war dem Vater zwar nicht sympathisch, aber die Mutter meinte, sie könne in ein erstes Geschäft kommen, könne einmal selbst einen Salon haben. Braucht sie's nicht, um so besser, dann kann sie sich wenigstens ihre Kleider selbst machen.

Man zog Erkundigungen ein, und Witte brachte Gusti in eines der großen Etablissements für Damenmoden, um sie als Lehrling unterzubringen.

Die Directrice, eine sehr aufgeputzte, hochfahrende Dame, empfing sie kühl und geringschätzig.

Sie schien kein Gewicht darauf zu legen, daß sie einen Künstler vor sich habe.

Die Lernbedingungen waren in diesem Hause sehr streng: die Mädchen hatten zehnstündige Arbeitszeit und mußten außerdem die erste Zeit Lehrgeld bezahlen.

„In der Hochsaison, wenn oft in die Nacht hinein gearbeitet wird, können Sie schon ganz nett verdienen,“ versicherte die Directrice.

„Danke, Madame,“ sagte Witte, „ich halte auf die Gesundheit meiner Kinder, und eine solche körperliche Ueberanstrengung —“

„Fräulein hat hübschen Körper,“ fiel ihm die Dame ins Wort, indem sie Gusti in lasciver Weise von oben bis unten maß, „sie könnte es leichter haben. Wenn sie als Probiermamsell bei uns arbeiten will, erhält sie sofort Salair.“

„Madame, dazu ist mir meine Tochter zu gut, ich empfehle mich.“

Er zitterte vor Zorn und Wut, als er mit Gusti die teppichbelegte Treppe hinabstieg. Er hatte sich noch nicht beruhigt, als er, daheim angekommen, seiner Frau über diesen Vorfall berichtete.

Seine Tochter eine Probiermamsell unter dem Kommando dieser Frau. Von früh bis abends im Geschäft, um als Puppe zu dienen — um wie eine Puppe befühlt und betastet zu werden, von jedem Käufer, von jedem Labenschwengel! Wenn man sich nicht geniert, dem Vater einen solchen Vorschlag zu machen, wie weit würden diese Unverschämten dem Mädchen gegenüber gehen. . . . Aber, Gott sei Dank, zu so etwas brauchen sich seine Kinder nicht herzugeben, sie hatten es nicht nötig, sich zu verdingen, um sich zu erniedrigen, um Wohlstandigkeit und Gesundheit zu opfern, diese höchsten Güter des Lebens! . . . Und kurz und gut, so lange er lebe und verdiene, und er ist noch jung und kräftig, bleiben sie im Vaterhause in seiner Gut. Es wird ihnen an nichts fehlen.

Die Mutter war ganz seiner Meinung und die Kinder teilten die Empörung der Eltern, fügten sich ohne Widerrede dem Beschluß des Vaters; sie liebten ihn, sie glaubten und vertrauten ihm, sie fühlten sich sicher und geborgen in seinem Schutze. Sie dachten nicht weiter an einen Erwerb und ließen es bei diesem verunglückten Versuch bewenden.

Es blieb alles beim alten und jeden Morgen erwachten sie in köstlicher Frische zu immer größerem Liebreiz. Ihr Teint war rosig, die Augen groß und blinkend, die Stirne so rein, ihre innere Lauterkeit verrathend, die dunkler werdenden Haare waren weich und geschmeidig. Und sie wanden sie zu einem hoch aufragenden Knoten und banden sich rosa Bändchen um den weißen Hals. Sie waren entzückend und Witte dachte, es müßte seltsam zugehen in der Welt, wenn solche Mädchen keinen Mann bekämen. Und — sie dachten es auch.

Die drei Jahre, welche dem Kaiser gehörten, waren zu Ende. Am ersten Oktober sollten die Dreijährigen die braunen Bücheln erhalten, dann waren sie frei und dem bürgerlichen Leben zurückgegeben.

Schon seit Monaten hatten die Soldaten den Kalender täglich in die Hand genommen, täglich die Abstriche gemacht. Man zählte die Wochen, die Tage, die Stunden, die sie von dem Moment der Freiheit noch trennten.

Emil war einer der Ungeduldigsten.

Er schrieb an Gusti, daß er vor Sehnsucht schon ganz verrückt sei, und ebenso vor Neugier, die Fräul'n Gusti wiederzusehen.

Fritz enthielt sich jeder Kundgebung. Er haßte das System, aber er hatte gelernt, seine Empfindungen in sich zu verschließen. Und wenn ihn der militärische Zwang zu erniedrigen drohte, so erhob ihn die Selbstbeherrschung, mit der er ihn trug.

Er galt bei seinen Vorgesetzten als tüchtiger, gewissenhafter Soldat, und er war es auch. Und wengleich sein Corporal hie und da eine freizeitsdurstige Regung bei ihm witterte, im Dienst konnte man ihm nichts anhaben.

Die Dreijährigen hatten in Troppau, ihrem Ergänzungsbezirk abzurüsten.

Sobald das geschähe, sobald sie die blankgeputzte Waffe ausgeliefert und ihre inzwischen von Motten zerfressene Zivilkleidung wieder angezogen, waren sie frei und konnten gehen, wohin sie wollten.

Emil wurde daheim erwartet. Die Mutter traf für einen festlichen Empfang alle Vorbereitungen. Gusti befand sich in einer Beklemmung, die täglich wuchs.

Emil war jetzt ein Mann und zwischen ihnen wird alles anders sein als bisher.

Und wenn er nun sofort um ihre Hand anhielte, wie er es ihr versprochen? Der Vater wird sie ihm geben, wenn er auch nur ein Schlosser ist.

Er bekommt das Geschäft. Der alte Schönbrunner wartet nur auf seine Rückkehr, um es ihm zu übergeben. Er war in letzter Zeit mit ihr besonders freundlich gewesen.

So oft er sie traf, blieb er stehen, um mit ihr zu scherzen. Er lächelte ihr zu, kniff sie in die Wangen, tätschelte sie am Arm. Von einem künftigen Schwiegervater konnte man sich das schon gefallen lassen.

Es wurde ihr heiß bei dem Gedanken an den nahen Brautstand.

Da ereignete sich das Unerwartete.

Zum erstenmal hatte Vater Schönbrunner einen tieferen Griff in seinen Geldbeutel gethan und hatte dem Sohn die Mittel angewiesen für eine Reise nach Deutschland. Er sollte sich in der Welt umsehen und etwas kennen lernen, ehe er sich daheim festsetze.

Emil gehorchte. Sklavisch fügte er sich dem Wunsche des Vaters ohne Widerrede.

Die Aussicht auf eine bisher nicht gekannte und genossene Freiheit mochte ihm wohl verlockend erschienen sein.

Von Troppau reiste Emil gleich weiter ins Reich hinein. Gusti erhielt als einzige Mitteilung von Dresden aus eine Ansichtskarte mit einem sechtenden Handwerksburschen und einem launigen Motto.

Ihre Bestürzung war unbeschreiblich.

Ihre Phantasie war in den Jahren geschäftig gewesen, ihren Diebstern mit all den Tugenden zu schmücken, die ihr Glück einst begründen sollten. Ihr Soldat war ein Geschöpf nach ihrem Herzen geworden; sie hatte ihn mit einer verschämten Sehnsucht erwartet und glaubte ähnliche Gefühle bei ihm voraussetzen zu dürfen, und nun hatte er leichten Herzens auf dieses Wiedersehen verzichtet. . . . War denn so etwas möglich?!

Sie wollte nicht zeigen, wie tief sie dieser Vorgang verwundet, sie hielt ihren Kummer geheim, aber tagelang hatte sie verweinte Augen. Sie that allen Leid. Man wußte ja gar nicht, daß dieser verkörperte Frohsinn auch Thränen habe. Der Vater that, als bemerkte er sie nicht, aber die Mutter nahm sie an ihr Herz und suchte ihr begreiflich zu machen, daß Emil nicht anders konnte. Er war abhängig vom Vater und durfte ein großmütiges Entgegenkommen, das seiner weiteren Ausbildung förderlich war, nicht zurückweisen. Sie versicherte Gusti, es sei dem Vater und ihr ganz recht, daß es so gekommen. Was sollte Emil hier? Zum Heiraten seien sie beide zu jung und eine lange Liebschaft thäte keinem gut. Auch Vater Schönbrunner wollte offenbar die Sache hinauschieben. Gusti nickte und nickte. Die Mutter habe recht, es sei so am besten, sie denke noch gar nicht ans Heiraten, sie sei froh, daß sie noch daheim bleiben dürfe, wo es ihr so gut gehe und sie so glücklich sei. Dabei liefen ihr die Thränen in Wägen über die Wangen.

Auch Fritz kehrte nicht heim, auch er war vom Wander-

trieb erfahrt worden. Mit den paar Gulden, die er in letzter Zeit verdiente, wo er für das Aerar arbeiten durfte, hatte er sich aufgemacht, um gleich seinem Kameraden die Welt zu sehen.

Er war über die Grenze nach Preussisch-Schlesien gegangen, für seine Branche ein Gebiet hoher industrieller Entwicklung.

Er hatte Elise in geflügelter Eile und doch ausführlich geschrieben, daß er sofort Arbeit gefunden und unter den Arbeitsgenossen fast durchaus Gefinnungsgenossen, wie das erfrischend und ermutigend auf ihn gewirkt habe. Es bestehe hier eine ebenso stramme gewerkschaftliche wie politische Organisation unter den Arbeitern, und zwar in einer Ausdehnung, von der er früher keine Ahnung gehabt. Er werde sich ihr einreihen lassen, um zu lernen und zu wirken — ein fruchtbares Feld!

Hoffnungsfreude, warm pulsierendes Leben sprach sich in jeder Zeile aus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Molch.

Von E. Preczang.

Ort der Handlung: Das „Kontor“ Molchs, eine Treppe auf dem Hofe. In der Mitte des ausgedehnten Zimmers: ein großer, viereckiger Tisch mit Schreibutensilien, die von folgenden Gegenständen umrahmt sind: Cigarrenkisten, Konservendosen, volle und halb geleerte Flaschen mit Spirituosen, unausgespülte Bier-, Wein- und Schnapsgläser, Reste eines kalten Frühstücks. Ein großes Regal an der längsten Wand, sowie der Erdboden bilden das „Lager“. Zunderhüte, Würste, Fruchtgläser, Wein-, Rum-, Kognakflaschen, Cigarren, Wachsachteln, Streichholzpakete, Skripturen liegen und stehen in buntem Durcheinander umher. Am Fuße des Schreibtisches lehnt ein ganzer Schweizerkäse in den Dimensionen eines Mühlsteines. Auf einem Mahagonistuhl erhebt sich eine gefüllte Heringstonne; neben ihr steht das aufgeschlagene, jetzt wühlte Bett; am Fußende desselben, auf der Erde: ein Faß mit Pflaumenmuß, einige Petroleumlampen. — Die Atmosphäre in dem geschlossenen Raum ist unbeschreiblich. —

Molch (ein kurzer, beleibter Mann von ungefähr vierzig Jahren mit einem glattrasierten Gesicht, sitzt in Hemdärmeln, fettglänzender Hose und Weste, am Tisch und rechnet eifrig. Wenn er aufsteht und sich über das Hauptbuch beugen muß, um eine Ziffer am Kopf einer Seite zu erkennen, quellen die Augen frostartig unter den schweren, fleischigen Lidern hervor. Sitzt er, so verschwinden sie fast unter diesen und nur ein kleiner Spalt bleibt geöffnet, wenn er mit jemand spricht. — Es klopf. Molch reißt die Augen auf, richtet sie nach der Thür und ruft): „Herein!“

Segger (ein großer, blondbärtiger Mann mit sanftem Gesichtsausdruck, tritt ein, auf der Stirn tiefe Falten. Er ist offenbar innerlich erregt und zwingt sich mit Mühe einen Gruß ab): „Guten Tag!“

Molch (springt auf): „Ah, guten Tag! Guten Tag, lieber Herr Segger! (Drückt ihm beide Hände.) Vorzüglich, daß Sie mich besuchen, vorzüglich! (Eifrig nach einer Flasche greifend.) Darf ich Ihnen einen Cognac —?“

Segger (schwer atmend): „Danke!“
Molch (noch eifriger): „Ganz brillante Marke! Wirklich empfehlenswert! (Schenkt ein.) Wirklich empfehlenswert!“

Segger: „Dank!“
Molch: „Fine Champagne! Flasche eins dreiundsiebzig.“
Segger (feierlich): „Herr Molch! Wir beide sind fertig mit einander.“

Molch (reißt die Augen auf, läßt die Lider dann wie in schmerzlicher Bestürzung sinken): „Herr Segger!“

Segger (mit Anstrengung): „Es thut mir leid, Herr Molch!“
Molch (lacht schmeichelnd): „Einer von Ihren vorzüglichen Witz?“

Segger (rafft sich zusammen): „Mein bitterer Ernst! Unsere Geschäftsverbindung ist gelöst! (Grollend.) Glauben Sie nur nicht, daß ich mich von Ihnen über's Ohr hauen lasse! (Mit erhobener Stimme.) Die Zeiten sind vorüber, Herr Molch! Sie haben meine Gutmütigkeit lange genug mißbraucht! Aber ich durchschaue Sie! (Greift nach seinem Hute.) So, das habe ich Ihnen nur sagen wollen! Wir sind fertig mit einander!“ (Wendet sich zur Thür.)

Molch (legt ihm die Hand auf die Schulter, treuherzig): „Also man hat mich verleumdet bei Ihnen! Man hat meine Ehre angefaßt, meine Reellität in Zweifel gezogen! (Mit vibrierender Stimme.) Und Sie glauben es. Gönnen einem Mann, mit dem Sie seit zehn Jahren in freundschaftlichster Verbindung stehen, nicht ein Wort der Verteidigung? (Mit starker Betonung.) Ist das edel, Herr Segger? Ist das gerecht?“

Segger: „Es liegt so klar zu Tage. Alle Ihre Worte, Herr Molch, können mich nicht überzeugen, daß ich Ihnen Unrecht thue. Es giebt keinen Zweifel mehr!“

Molch (drückt ihm schmerzlich die Hand): „Dann adieu, Herr Segger! Möge es Sie niemals gereuen. Aber Ihr Gewissen wird sich melden, das weiß ich! O, ich kenne Sie! (Sinkt stöhnend auf einen Stuhl.) Dieses elende Mißtrauen! Wie oft hab' ich's erlebt, wie oft! Es vergiftet unser Leben! Als ob ich nicht das reine Kind wäre, ja wohl, das reine Kind! Und nun solche Sachen! Aber ich weiß, woher dieser Wind kommt. Die Konkurrenz haßt mich! (Triumphierend.) Weil ich zu unglaublich billigen Preisen verkaufe! Weil ich ein Wohltäter der Menschheit bin — im kleinen zwar nur. O, ich bilde mir nichts ein, aber —“

Segger (ist von der Thür zurückgekehrt und richtet sich mit forschendem Blick vor Molch auf): „Eine Frage, Herr Molch: Wieviel Hundert hat die Mille bei Ihnen?“

Molch (perplex): „Die Mille? Die Mille? (Zwingt sich ein Lachen ab.) Wieviel Hundert die Mille hat? Hahaha. Zehn, glaub' ich. Wahrhaftig! Ich glaube, die Mille hat zehn Hundert.“

Segger (würgt an einer aufsteigenden Empörung): „Bestimmen Sie sich genau, Herr Molch! (Zitternd.) Der Staatsanwalt könnte Sie möglicherweise danach fragen.“

Molch (indem die Augen hervoritreten): „Der Staatsanwalt? Der Staats — —? (Springt auf.) Herr Segger!“

Segger (setzt sich, den Schweiß von der Stirn trodnennd): „Es thut mir furchtbar leid, Herr Molch, daß wir auf solche Weise —“

Molch (bösaartig): „Sie haben mich angezeigt?“

Segger: „Nein. Noch nicht. Ich werde es auch nicht thun, wenn Sie mich nicht reizen dazu. Wir sind solche Geschächten zuwider.“

Molch: „O, ich fürchte das Gericht nicht! Mein Gewissen ist rein wie das eines neugeborenen Kindes. (Er wandert auf und ab, bleibt vor Segger stehen.) Ich verlanze, Herr Segger, daß Sie mir reinen Wein einschenken!“

Segger (melancholisch): „Reinen Wein! Nichtig, das auch noch! Ihre letzte Sendung Rheinwein —“

Molch: „O, ein feiner Wein!“

Segger: „Der sich gewaschen hat, sagten Sie. Ich wiederholte es einem Freunde, dem ich neulich davon vorsekte. Wissen Sie, was er antwortete? Ich hätte wohl Abwaschwasser bekommen statt des Weines.“

Molch: „Wollen Sie Champagner für eine Mark zweiundzwanzig? Ihr Freund ist schon ein Kenner!“

Segger: „Er stammt aus den Rheinlanden, trinkt viel —“

Molch: „Und hat sich dabei den natürlichen Geschmack verborgen! (Mitleidig.) Ich habe Ihnen mehr Urteil zugetraut, Herr Segger.“

Segger: „Ich bilde mir ein —“

Molch: „Als ich Ihnen hier eine Probe vorsekte, sagten Sie nicht: „Vortrefflich!““

Segger: „Allerdings. (Zweifelnd.) Aber er behauptete so fest —“

Molch: „Behauptet! Was kann man nicht behaupten! Der Mann muß Sie für eine leichtgläubige Seele halten.“

Segger: „O, ich und leichtgläubig!“

Molch: „Wir gegenüber — freilich! Da kennt Ihr Mißtrauen keine Grenzen. Molch ist ein Schutz und Betrüger, nicht?“

Segger: „Das sage ich nicht. Ein Irrtum ist ja immerhin möglich —“

Molch (entschlossen): „Haben Sie noch von dem Wein?“

Segger: „Leider nein — er wurde allmählich doch getrunken.“

Molch: „Aha! — Schade. Ich hätte ihn mit Vergnügen zurückerhalten.“

Segger (erstaunt): „Wirklich?“

Molch (obenhin): „Graf Holms bot mir vier Mark pro Flasche mit gleichem Etikett. Leider war es ein Auktionsrest, wie alles hier. Nichts mehr aufzutreiben.“

Segger: „Vier Mark! Ich habe eins zweiundzwanzig gezahlt.“

Molch: „Das war auch so eine Dummheit von mir. Darum schimpfen Sie nun noch. Aber das geschieht mir gutmütigem Esel ganz recht. Warum sehe ich nicht auf meinen Vorteil.“

Segger (denkt nach, erhebt sich, reicht Molch die Hand): „Herr Molch, ich glaube, es war unrecht von mir —“

Molch (schmerzlich): „Bin ich's anders gewohnt? Guckt nicht die ganze Welt Holz auf mir? Ach! (Seufzt und schiebt das Cognacgläschen von neuem zu Segger.) Bitte.“

Segger (zögert und trinkt dann): „Vortrefflich.“

Molch: „Eine Mark dreiundsiebzig.“

Segger (unruhig auf und ab. Mit schwerem Entschluß): „Ich habe zugegeben, daß ich Ihnen bezüglich des Weines unrecht that —“

Molch (winkt resigniert): „Lassen wir's ruhen.“ (Gießt einen neuen Cognac ein.) „Bitte, Herr Segger.“

Segger (zögert wieder): „Ich vertrage Spirituosen am Vormittage schlecht.“ (Trinkt.) Vortrefflich. (Streicht sich den Bart und lächelt schüchtern.) Herr Molch! Wollen Sie nicht wissen, was es mit der Mille auf sich hat?“

Molch: „Mille? Mille? Ach so! Mit der Mille! Na, das ist gewiß wieder ein ausgezeichneter Witz.“

Seger (seht sich, zieht die Stirn in Falten und seufzt): „Es ist leider heiliger Ernst, Herr Molch.“

Molch: „Also die Milke hat zehn Hundert.“

Seger: „Unter ehrlichen Menschen. (Düster.) Sie senden mir eine Milke Cigarren — gleich achthundert und achtzig Stück, nein, ich glaube neunzig — oder sechshundachtzig — oder — (er denkt nach.) Genug, es war eine kolossale Differenz.“

Molch: „Damit ist nichts gesagt: kolossale Differenz.“

Seger: „Wie?!“

Molch: „Mit so allgemeinen Ausdrücken sollte man nicht operieren. (Feierlich.) Sie beleidigen mich, Herr Seger!“

Seger (mit plötzlichem Mut): „Das will ich! Ich will Ihnen zeigen, daß ich nicht so dumm bin! In jeder Hundertliste fehlten durchschnittlich zwölf Stück. So, da haben Sie's!“

Molch: „Warum nicht gar neunundneunzig?“

Seger: „Warum —?“

Molch: „Behaupten Sie nur!“

Seger (erregt): „Sie glauben mir nicht?“

Molch: „Glauben Sie mir? (Feierlich.) Vertrauen gegen Vertrauen, Herr Seger! — Sie haben die Cigarren natürlich einzeln gezählt?“

Seger: „Allerdings. Es ist gar kein Zweifel —“

Molch: „Halt! Wie haben Sie gezählt?“

Seger: „Ich schüttelte sämtliche Kistchen aus und legte die Cigarren zehn für zehn Stück zurück. Dabei zog ich jedesmal einen Strich auf einem Zettel. (Er greift in die Westentasche.) Bitte, da ist er.“

Molch: „Zählen wir. (Er nimmt einen Bleistift zur Hand, ein Kontobuch als Unterlage, geht zum Fenster und beginnt zu zählen.) Trinken Sie einen Cognac inzwischen.“

Seger (thut es): „Diesmal entweichen Sie mir nicht. Was ich mit meinen eignen Augen gesehen habe, das gilt. (Vergnügt.) Ich trinke Ihnen die ganze Flasche aus und zahle keinen Pfennig dafür. Keinen Pfennig! O, wer mich betriegen will, der muß früher aufstehen. (Er läßt den Kopf sinken und murmelt.) Ich bedauere es so sehr, daß ich nun nichts mehr von Ihnen kaufen kann. Es war alles so furchtbar billig hier.“

Molch (läßt einen Bleistift in der Westentasche verschwinden und die Augen hervortreten): „Sie sind entlarvt, Herr Seger!“

Seger (fährt auf): „Was?“

Molch (in feierlichem Ernst): „Ich habe mich furchtbar in Ihnen getäuscht.“

Seger: „Wie?!“

Molch: „Dieser Zettel ist das corpus delicti. Erkennen Sie an, die Striche selber gezogen zu haben?“

Seger: „Weiß habe ich die Striche —“

Molch: „Bitte, zählen Sie —“

Seger (zählt die Striche. Als er die Zählung einmal beendet, schüttelt er mit dem Kopf und beginnt von neuem. Dann starrt er verständnislos auf das Blatt.)

Molch (streng): „Nun?“

Seger: „Aber, mein Gott, es waren doch nur achthundachtzig! Und nun finde ich hundert.“

Molch: „Ich bin neugierig, wie Sie sich jetzt herauswinden werden.“

Seger: „Das begreife ich nicht. Es waren doch —!“

Molch: „Burdnen alle Kisten voll, als Sie die Cigarren wieder hineingelegt hatten?“

Seger: „Allerdings. Aber ich glaubte, die lose Packung —“

Molch: „Wir sind fertig miteinander, Herr Seger! Wie nun, wenn ich einmal den Staatsanwalt holen oder vor Gericht stellen ließe, ob man einen alten ehrlichen Geschäftsmann auf solche Weise an die Ehre greifen darf?“

Seger: „Das werden Sie nicht thun, Herr Molch!“

Molch (zuckt die Achseln): „Meine Gutmütigkeit hat auch ihre Grenzen.“

Seger (bittend): „Herr Molch!“

Molch: „Mein Name ist freilich über alle Verdächtigungen erhaben. Du lieber Gott, um ein paar Cigarren sollte ich —! Dabei rauche ich nicht einmal. Es ist einfach absurd!“

Seger: „Verzeihen Sie mir.“

Molch (zögert): „Ich weiß nicht — vielleicht ist noch 'was. (Misstrauisch.) Hat Ihre Gattin sich nicht auch über das Salonöl beklagt?“

Seger (überrascht): „Allerdings. Gewöhnliches Petroleum war's —“

Molch (triumphierend): „Seh'n Sie! (Nicht vielsagend.) Das also hat man davon! Auf allen Auktionen bin ich, renne mir die Schuhsohlen ab bei sämtlichen Konkursen, nur um den Leuten für billiges Geld gute Waren liefern zu können. Habe kaum das Salz zum Brot davon. Und dann noch — nein! (Schlägt mit der Faust auf den Tisch.) Ich lasse mir das nicht mehr gefallen! Ich mache meine Bude zu! Lieber betteln gehen! (Sinkt gebrochen am Tisch nieder.)

Seger (erschüttert): „Herr Molch. Ich bedauere —“

Molch (stöhnt): „Gehen Sie! Ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben.“

Seger (schüchtern): „Wenn Sie mir von dem Cognac —“

Molch (schnell auf): „Eine Mark dreiundsiebzig —“

Seger: „Und drei Flaschen?“

Molch: „Fünf Mark. (Er wickelt sie schnell ein.) Ich habe da einen Zuderhut, pitfein, halb verjehent —“

Seger: „Bitte. (Er sieht sich suchend um.) Die Wurf ist gut?“

Molch: „Ial Feine Rauchware.“

Seger: „Bitte, zwei. Also der Rheintwein ist alle?“

Molch: „Weider. Halt! (Er kramt in einem Winkel.) Da sind noch einige Flaschen. Wollen Sie? Fürst Holms bot vier Mark.“

Seger: „Drei zahle ich.“

Molch: „Gut! Weg damit, aus alter Freundschaft!“ (Packt alles zusammen.)

Seger (zählt, schüttelt Molch die Hand): „Adieu, Herr Molch! Und noch einmal: Verzeihung! Irrer ist menschlich.“

Molch: „Vergeben und vergessen!“

Seger (schon in der Thür): „Pardon, wie steht's mit Matjes?“

Molch: „In einigen Tagen. Pitfeine Sendung unterwegs. Dann können Sie haben. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin.“

(Molchs Hausdiener tritt ein.)

Seger: „Auf Wiedersehen!“ (Geht, beladen mit Zuderhut usw., ab.)

Molch: „Auf Wiedersehen, lieber Freund!“ (Zum Hausdiener): „Treibel, nehmen Sie doch in den nächsten Tagen die Matjes aus der Milch. Die Saison fängt an.“ (Er setzt sich an den Tisch und beugt sich über das Hauptbuch. Die Augen quellen freundlich lächelnd unter den schweren Lidern hervor.) —

Kleines feuilleton.

er. Die losen Knöpfe. Ein sehr enges Zimmer nach dem Hofe hinaus. Ein häßliches armseliges Zimmer voll Maschinengeruch und dumpfer Luft. Auf dem zerklüfteten Sofa liegen Berge von Mänteln, wunderbare zarte Sommermäntel aus leichten Stoffen mit seidenerm Futter und reichen Garnituren von Band und Spigen. Ihre überladene Kostbarkeit bildet einen schreienden Kontrast zu der verschliffenen Armut des kleinen Zimmers.

Die älteste Schwester legte die Mäntel zusammen. Stück für Stück nimmt sie vom Sofa — breitet jedes über den langen Zuschneidetisch, zupft hier die Spigen und da das Band zurecht und faltet Aermel und Klappen nach einem bestimmten Kniff. Sie arbeitet hastig, sieberhaft. In ihren Augen brennt die Unrast durchwachter Nächte, manchmal wirft sie einen verzweifelt unruhigen Blick auf die Schwester, die mit hastenden Fingern große blanke Silberknöpfe an weißseidene Mäntel näht: „Emma! wieviel denn noch? Au, ein' Dich bloß, Emma!“

„Ich mach' ja schon, was ich kann.“ — Die emsigen Finger fliegen noch mehr. — „Ich hab' ja bloß noch vier Stück — die ollen großen Knöpfe sind so schlecht zu hantieren.“

„Ja, ja, 's is 'ne scheußliche Arbeit, die ganzen Finger sticht man sich entzwei. Würste denn fertig werden in 'ner Viertelstunde?“

„Ach gewiß, reichlich.“

„Aber noch vier Mäntel — und an jeden zehn Knöpfe?“

„Na, ich näh' sie mit drei Stück an, denn geht's schnell.“

„Du, da sitzen sie aber nich fest.“

„Des soll mir ja ganz egal sein, denn soll sie sich die nachnähen, die das Stück lauft.“

Jetzt zittert es wie Trost in der Stimme der Kleinen, sie reißt die Mäntel mit einer zornigen Bewegung herum.

„Aber Emma, Du kommst ja mit dem Band an die Maschine.“

„Na denn ist's auch noch so“ — es ist als wollte sie weinen: „die ganze Woche jede Nacht bis viere an der Arbeit und nu wird's womöglich noch zu spät zum Verrechnen.“

„Du wirst ja schon fertig, weine doch man nich — wenn De erst so anfängst, geht's gar nicht.“

„Nein, nein — ich wein' ja auch nich, — aber wenn man der Meister bloß nich merkt, daß de Knöpfe nur mit zwei Stück angenäht sind, denn giebt er sie zurück.“

„Hör' auf, das wär' ja schrecklich, denn belämen wir ja 's Geld nich mehr.“

Pause. Man hört nur den Faden, der sich beim Anziehen strafft. Emma nimmt einen neuen Mantel — einen mit reicher Kurbelstiderei. Sie seufzt schwer: „Ach, ist das 'n Leben! Arbeit alle Nächte durch, und was haben wir eigentlich verdient? Gerade so viel, daß wir durchkommen, und Durchkommen heißt auch kaum Salz auf's Brot.“

„Na, laß man gut sein. Die guten Mäntel reihen uns diesmal raus, zwei Mark futzig für's Stück, das macht sich.“

„Zawoll — und Arbeit ist dran für fünfse, und wenn es zehn Mark für's Stück gäbe, wär's auch nich zu viel.“

„Nein, zu viel wär's nicht; schon bloß die Spizengarnituren und an dem da die Bandschleifen — na, die Knöpfe sitzen ja.“

Sie hat den einen Mantel genommen und an den großen blanten Platten gerüttelt.

„Ja, sie sitzen, — hoffentlich knöpft er nich zu, wenn geknöpft wird, reißen je ab.“

„Nein, die hellen Sachen knöpft er nicht — da verderben sonst die Knopflöcher.“

„Na, denn man zu — denn wird's wohl so durchgehen.“ Emma steht auf und wirft den letzten Mantel der Schwester zu.

„So, nun fertig — nun schnür zusammen, ich werde mich inzwischen anziehen.“

Sie gähnt: „Aber die Nacht schlafen wir aus, das ist wohl denn's erste Mal seit acht Tagen.“

Ein sehr elegantes Toilettenzimmer in einer sehr eleganten Villa, weiche Teppiche, seidene Gardinen — durch das offene Fenster ruden grüne Zweige. Vom Garten strömt ein Meer von Wohlgerüchen herein. Vor dem hohen, reichgeschliffenen Pfeilerspiegel steht eine junge Frau und probiert Mäntel um — sehr elegante Mäntel, ein ganzer Stoß liegt schon auf dem seidnen Sofa, er hat offenbar keinen Weisfall gefunden, aber der weisse mit der reichen Kurbschilderei und den großen blanken Silberknöpfen gefällt. Sie wendet sich mit strahlendem Gesicht zu der jungen Direktrice, die ihn eben aus dem Karton nimmt: „Aber warum zeigen Sie denn den nicht eher, ah ja — das ist etwas Apartes. Ich hab mich ja gleich gewundert, daß Sie mir da lauter solche tünftigen Sachen zeigen. Ihre Firma schickt mir doch sonst nur gutes. Den wollen wir mal probieren.“

„Entzückend steht er, gnädige Frau,“ sagt die junge Direktrice und legt der andren das duftige Ding um die Schultern.

„Und so apart die Silberknöpfe . . .“ Die Dame dreht und wendet sich vor dem Spiegel, sie nimmt noch einen Handspiegel und betrachtet sich auch die Rückenansicht: „Einfach reizend! Und was soll er kosten? Der Preis thut allerdings nichts zur Sache, aber ich muß es doch meinem Manne sagen.“

„Hundertfünfzig Mark, gnädige Frau.“

„So? hm — nun dann schreiben Sie die Quittung und lassen Sie sich das Geld unten vom Sekretär auszahlen. In der nächsten Woche kann mir Ihr Chef Sommerkleider zur Ansicht schicken. Aber was ist denn das?“

Sie hat während ihrer Anordnungen den Mantel wieder aufgeklopft, dabei trudelet erst der eine und dann der andre der großen Silberknöpfe auf die Erde. Das Gesicht der Dame verzieht sich:

„Na hören Sie mal, das scheint aber nett gearbeitet zu sein — beim ersten Knöpfen gehen die Knöpfe ab, das ist ja die reine Schlußerei.“

„Wohl nur ein Versehen gnädige Frau“ — die Direktrice errotet — „ich werde sie sofort wieder annähen; es kann ja wohl schon einmal vorkommen, daß ein Knopf nicht fest sitzt.“

„Einer ja, aber gleich zwei . . . Na, und sehen Sie doch mal die andern. Alle acht! Nun das ist reizend! Die großen neuen Knöpfe, jeder nur mit zwei Stichen angenäht.“

„Ja, das ist ja allerdings empörend!“ Das Fräulein stimmt in ihre Entrüstung ein. „Ich werde gleich alle nachnähen, gnädige Frau, ich werde es auch im Geschäft melden. Unser Meister soll einen Verweis bekommen, wie kann er so liederliche Arbeit abnehmen, er muß den Arbeiterinnen mehr auf die Finger sehen — natürlich.“ Die Direktrice ist sehr ärgerlich — es ist ihr vollkommen ernst mit ihrem Zorn — wie kann man ihr auch so viel Arbeit machen. Der Meister, der die weißen Mäntel geliefert hat, kann sich ja freuen.

Die gnädige Frau legt sich auf den Divan und gähnt: „Uh, bin ich müde, das Anprobieren greift so an. Ich möchte aber wissen, was sich solche Arbeiterin denkt — die großen Knöpfe mit zwei Stichen anzunähen — liederliche Gesellschaft! Den Arbeitslohn steden sie ein, aber thun wollen sie nichts dafür, und das sind doch teure Mäntel.“

„Sie wird ja auch noch nachträglich ihren Verweis bekommen, gnädige Frau; aber Sie können sich gar nicht denken, was man für Aerger mit den Leuten hat.“

„Ja, das kann ich mir doch denken.“ Die Dame ist schon milder gestimmt, weil man ihr recht giebt.

„Sie sind ja alle so — thun wollen sie nichts, aber Geld einsteden, und wenn sie was thun, geht's hez — hez, damit sie nur ja recht viel verdienen, die kann ja nie genug bekommen, die Gesellschaft!“

Kunst.

e. s. Ausstellung bei Keller und Reiner. Den schottischen Aquarellisten ist eines gemeinsam, dasselbe, was bei den englischen Radierungen im Künstlerhause auffiel: eine künstlerische Zurückhaltung, die sich hütet, allzu sehr das Strah-Verfönlische zu betonen. Sie folgen den Anregungen, die die Technik der Wasserfarben ihnen giebt, mit der Ruhe eines künstlerisch gebildeten Kulturvolkes. Kein Lärm stört diese Stille. Sie sind hier wie für sich. Kein einziges Bild ist da, das aus dem Rahmen des Ganzen herausfällt, sich hervordrängt. Kein einziges, bei dem man sich sagt, das ist weiter nichts als eine gute Schülerarbeit. Wie von einem Geiste, wie von einer Hand herrührend, zeigen diese Werke ein gleichmäßiges Niveau des Könnens. Dieses Können imponiert nicht gewaltsam. Es prunkt nicht. Wohlhabendogen stehen die Farben bei einander. Eine sanfte Empfindung vermeidet die schroffen Töne; die Wirklichkeit ist wie durch einen Schleier gesehen. Durch und durch Künstler arbeiten diese Schotten so intensiv an der Abschleifung aller störenden Ecken, daß es schwer wird, die einzelnen noch von einander zu unterscheiden. Geschult an den besten Leistungen Gleichstrebender, schaffen sie sich ein Reich, in dem nicht der einzelne

mehr überwiegt, sondern die Gesamtheit maßgebend erscheint. Erst, indem er ihre Gezehe erfüllt, tritt er in ihre Kreise ein. Es ist ein abgeschlossener Kreis, den wir hier kennen lernen. Landschaften, Seelände, Strahenzüge, Intérieurs, alles mit persönlicher Liebe in tadelloscher Technik wiedergegeben. Nur eines fällt auf, das nicht Schuld der Schotten, sondern der Technik zu sein scheint; allzu leicht erscheint das Bild flau und verwachsen. Bläblich erscheinen die Linien. Die Kraft scheint dieser Technik nicht eigen. Und so erhalten diese Werke leicht einen Stich ins Fade. Sübliche, rettete sie nicht die fleißige Hand des Künstlers über diese Klippe hinüber.

R. Eckstein (Düsseldorf) stellt eine Reihe von Silhouetten aus, Portraits, lustige Scenen u. dergl. Meist sind die Sachen recht lebendig und entbehren nicht einer tieferen Charakteristik. Es berührt vielleicht zuerst merkwürdig, derlei Sachen in einem Kunstsalon zu sehen. Doch liegt etwas Intimes darin.

Die Portraits von Schacher sind talentlos. Es fehlt jede Art von malerischer Auffassung, Charakterisierung. Es sind die Arbeiten eines Nachahmers, den nicht eignes Empfinden zur Kunst führt. Nuancenlos glatt und trivial schauen uns die Menschen an.

In den vorderen Räumen ist eine gute Kollektion englischer Portraits in Kohlebruden zu sehen. Die besten englischen Portraitkünstler sind hier beisammen. Gainsborough, Romney, Hoppner, Lavrence, Reynolds. Einige Originale geben auch einen Begriff von der farbigen Delikatesse dieser Künstler. Auch hier merkwürdigerweise die gleiche Beobachtung wie bei den Aquarellisten: alle diese Bilder, die von verschiedenen Künstlern herrühren, zeigen eine gewisse Ähnlichkeit. Die Masse spricht hier wohl mit. Und auch hier eine respektable Höhe der Technik und ein Fehlen persönlichen Willens, durchgebildeter Geschmack, kein Entgleisen und ein nicht abzuleugnender Stich ins Sübliche. —

Humoristisches.

— Zu deutlich. Zahnarzt: „So, das Gebiß sieht wunderbar. Bitte, wollen Sie nun einmal das Sprechen probieren, möglicst laut und deutlich.“

Patient (schreit laut): „Herr Doktor, ich habe kein Geld, Sie bezahlen zu können.“

— Ausrede. Landvikar (der erst vor kurzem seine Stelle angetreten hat): „Michel, Ihr müßt nicht so viel Schnaps trinken. Wasser! Das ist viel gesünder.“

Michel: „Ja, schau'n S', Hochwürden, die Gegend ist halt sehr wasserarm.“

(„Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Ein Nachdruck der von Cotta veranstalteten ersten Goethe-Ausgabe ist in der Northwestern-Universität in Chicago aufgefunden worden. Bisher wurde angenommen, daß von dem Nachdruck kein Exemplar mehr vorhanden sei. —

— Der dichterische Nachlaß E. F. Meyers wird demnächst bei Wiegandt u. Grieben (Berlin) in Buchform herauskommen; Herausgeber ist Dr. August Langmesser. —

t. Eine neue buddhistische Vierteljahrsschrift erscheint unter dem Titel „Buddhismus“ in englischer Sprache in Ranghün. —

— Die Häufigkeit der Aufführung Shakespeare Werke im Jahre 1908 rangiert, nach dem Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, folgendermaßen: Die bezähmte Widervensige, Othello, Der Kaufmann von Venedig, Romeo und Julia, Hamlet, Ein Sommernachtsstraum, Was ihr wollt, Viel Lärm um Nichts, Das Wintermärchen, Julius Cäsar, König Lear, König Heinrich IV. 1. Teil. —

— Das Wiener Burg-Theater veranstaltet im Mai 1905 zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr des Todestages Schillers einen Schiller-Eyklus. —

— In Paris ist von einem Privatmann ein Hunderttausend-Frankenpreis für einen Wettbewerb um französische Opern, Operetten, Ballette und Sinfonien gestiftet worden. —

— Eine Schwind-Ausstellung — Gemälde, Kartons und Zeichnungen — wird in den nächsten Tagen in den oberen Räumen der National-Galerie eröffnet werden. —

— Preise von 1200 M., 900 M. und 600 M. hat der Daugener Stadtrat ausgeschrieben. Gefordert werden Baupläne, die den Ansprüchen der Neuzeit genügen, ohne den eigentümlichen Baucharakter der Stadt zu beeinträchtigen. Der Wettbewerb soll sich auf Schaufenster oder auch Teile von solchen erstreden, wie Ladeneinbauten, Erker, Ladenschilder, Essentöpfe zc. Die Frist läuft bis 31. Oktober d. J. —

— Der diesjährige internationale kunsthistorische Kongreß wird in der letzten Septemberwoche in Straßburg tagen. —

— Das Hamburger Museum für Völkercunde, das bisher mit dem Naturwissenschaftlichen Museum verbunden war, wird demnächst ein eignes Gebäude und einen eignen Direktor erhalten. —